

Die „W-Frage“

Die Verantwortlichen in Non-Profit-Organisationen sind wahrlich nicht zu beneiden. In immer kürzeren Abständen, so scheint es, wirbeln ihnen neue Erwartungen entgegen, denen sie entsprechen, und neue Erfolgsformeln, die sie umsetzen sollen. Gerade erst haben sie Good Governance pariert und sind dabei, die jüngsten Transparenz-Regeln umzusetzen, da werden sie schon von neuen Zaubervörtern umzingelt: Wirkung, Output, Outcome oder Impact lauten sie. Sage und schreibe 150 unterschiedliche Ansätze zur Analyse der Wirkung gemeinnütziger Arbeit listet das in den USA ansässige Foundation Center mit seinem Programm TRASI inzwischen höchst informativ auf (TRASI – Tools and Resources for Assessing Social Impact). Bei einigen geht es um Wirkungsbeobachtung, bei anderen um Wirkungskontrolle, nicht wenige versuchen sich sogar in Wirkungsmessung.

Was tun? Unbestreitbar ist, dass soziale Projekte, gemeinnützige Organisationen, ja der Non-Profit-Sektor als Ganzes sich der Wirkung der eigenen Arbeit vergewissern sollten. Wo der Preis oder das Verhältnis von Angebot und Nachfrage keine tauglichen Erfolgsmaßstäbe sein können, braucht es andere Kriterien, um zu erkennen und kenntlich zu machen: Welche Maßnahmen sind erfolgreich? Welche nicht? Und warum? Wie ist „Erfolg“ im Einzelnen überhaupt zu definieren?

Neu sind diese Fragen wahrlich nicht. „Evaluation“, „Qualitätsmanagement“ sind Schlagworte, die etwa in der Sozialen Arbeit oder der Entwicklungszusammenarbeit seit Jahrzehnten ihren Stellenwert haben. Warum erwecken dann einige der in der Wirkungsdebatte jetzt neu auftretenden Protagonisten den Eindruck, als hätten sie das Thema quasi überhaupt erst erfunden?

Klar ist, dass noch zu wenige Projekte, Einrichtungen und Organisationen überzeugende Antworten auf die „W-Frage“ gefunden haben. Wo es diesen Nachholbedarf gibt, sollte man ihn als Herausforderung annehmen. Sonst wird man letztlich von jemandem beurteilt, der „Erfolg“ nach ganz eigenen Kriterien misst. Dann wird die „W-Frage“ unversehens zur „D-Frage“: D = Deutungshoheit!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

oder Irritationen beim Gegenüber zur Folge haben, hierunter fallen. *Tillmann* u.a. (2007) hingegen unterteilen Gewalt in eine enge und eine weite Fassung. Unter der engeren Definition wird Gewalt als Konflikt zwischen zwei oder mehreren Personen verstanden, wobei durch mindestens eine Seite physische Mittel mit der Folge angewandt werden, dass die andere Seite Schaden erleidet. Die weiter gefasste Definition von Gewalt umfasst die psychische Dimension. Zu ihr können das Auslachen, Beschimpfungen, Beleidigungen und gemeine Ausdrucksweisen als Ausgangspunkt für entstehende Prügeleien gehören.

Der in der Soziologie vertretene Ansatz des „labeling approach“ (*Rüther* 1975) und der in der Sozialpsychologie vertretene Ansatz der Kontrolltheorie (*Lamnek* 1994) reflektieren Erklärungsversuche, wie es zur Entstehung von Gewalt kommt. Für den „labeling approach“ ist die Stigmatisierung das entscheidende Kriterium. Nach *Frank Tannebaum* gilt der Grundsatz „The criminal becomes bad because he is defined as bad“ (*Carrabine* 2009, S. 93). Diejenige Person, die als gewaltbereit oder -tätig verrufen ist, hat es im Vergleich zu Gewalttätern, die nicht als solche verrufen sind, viel schwerer, diese Stigmatisierung wieder abzulegen (*Ferchhoff; Peters* 1981).

Der kontrolltheoretische Ansatz nach *Gottfredson* und *Hirschi* (*Lamnek* 1994) rückt vor allem fehlende soziale Bindungen in den Fokus, die eine geringe Ausbildung von Selbstkontrolle oder Selbstbeherrschung zur Folge haben können. Das diesem Ansatz entlehnte Modell der Bindung an Menschen und Normen als Bestandteil des kontrolltheoretischen Ansatzes wird in vier Phasen unterteilt: attachment, commitment, involvement und belief (*Janssen* 1997, *Haage* 1995). Jede einzelne Phase stellt für sich einen einzelnen Schritt zur Bindung dar. Die im Folgenden dargestellte beispielhafte Entwicklung einer Teilnehmerin des Sozialprojekts Farid's QualiFighting soll die Möglichkeiten des Boxsports bei der Umsetzung des Vierphasenmodells verdeutlichen.

Der antagonistische Grundgedanke des

Kampfes | Boxen erfordert Kämpfen. Kampf ist das Aufeinandertreffen mindestens zweier Kräfte, deren Beziehung zueinander sich folgendermaßen bestimmen lässt: Die Kräfte zeigen jeweils eine aktive Dynamik zueinander, wobei diese Dynamik antagonistisch geprägt ist. Darüber hinaus stellt die jeweilige Dyna-